

Literaturpanorama Nr. 3-4, 3. Jahrgang vom 15. April 2023
der Vogtländischen Literaturgesellschaft „Julius Mosen“
von Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt

Liebe literaturinteressierte Mitglieder unserer *Literaturgesellschaft*, liebe Freunde,

die neue Ausgabe des *Literaturpanoramas* sieht sich immer noch und erneut mit den Gräueln und Wirren des Krieges in der Ukraine konfrontiert. Dabei trifft die Beschreibung mit Ukraine längst nicht mehr zu, neben den direkt Beteiligten hat sich die indirekte Beteiligung in einem erschreckenden Maße ausgeweitet. Die Sorge vor einem Dritten Weltkrieg, die man schon ständig hatte, wurde vergrößert. Nichts hat sich zum Besseren gewendet, vielmehr verhindern Meldungen aller Art Einsicht und Überblick. Glaubwürdige Zeugnisse dagegen sind selten. Dementis und Gegenerklärungen jagen einander.

Was kommen wird – Literatur trifft Politik

Inmitten dieser Verwirrungen und Wirren, des Hasses und des Streites ringsum hat der bedeutende deutsche Schriftsteller **Christoph Hein** seine Stimme erhoben, - nicht um sich als Prophet zu bewähren, denn er fühlt sich immer als Chronist -, sondern nach seiner Meinung in dieser Zeit von einem Politiker gefragt. Der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt Reiner Haseloff hatte ihn am 3. April 2023 in die Staatskanzlei eingeladen, um, gemeinsam mit Kulturminister Rainer Robra, über das Thema zu sprechen „Wie werden Deutschland und die Welt künftig aussehen?“ Dass Hein zu diesem Gespräch geladen wurde, sei der Tatsache zu danken, dass Schriftsteller „das Große und Ganze im Blick“ hätten. Auf Hein traf das in zugespitzter Weise zu: Seit seinem ersten, Aufsehen erregenden Werk *Der fremde Freund* (1983) hat er sein Schreiben zunehmend auf die Kritik der menschlichen Zivilisation¹ gerichtet. Was ursprünglich wie Kritik an den Verhältnissen in der DDR aussah, entwickelte sich zur Kritik an der menschlichen Zivilisation und dabei besonders an den modernsten Ausprägungen. Da unterschied sich die DDR nicht sonderlich von der BRD und insofern fand *Der fremde Freund* in beiden deutschen Staaten die gleiche umfangreiche Leserschaft.

Christoph Hein eröffnete die Veranstaltung mit einem 30-minütigen „Impulsvortrag“. Diesen druckte die *Berliner Zeitung* am 4. April vollständig ab, mit dem Hinweis, „einer der berühmtesten deutschen Schriftsteller“ habe die Rede exklusiv zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.

Hein berief sich zuerst auf den Physiker und Nobelpreisträger Niels Bohr, der gesagt hat: „Prognosen sind immer schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen.“ Wenn Hein dann hervorhob, dass ein Blick in die Vergangenheit vielleicht „hilfreich“ wäre, berief er sich letztlich auf sein umfangreich-umfassendes und grandioses Werk als Chronist, dass die Geschichte der Menschheit von einigen ihrer Anfänge bis in die Gegenwart verfolgt. Wie auch sein Werk suchte er die Antwort auf die ihm gestellte Frage in der Rede nicht in *einem* Vorgang, sondern grenzte die Fragestellung ein: Was zunächst zu leisten wäre, „das ist eine gerechtere Verteilung der Lasten“, wobei die Erziehung und Ausbildung der Kinder an vorderster Stelle stehe. Dabei wies er auf das ungelöste Problem hin, dass die Erziehung und Ausbildung von Kindern die Eltern in Armut führen könne, während den Nutzen der Kinder die gesamte Gesellschaft habe.

Im weiteren Verlauf ergänzte er die Probleme durch die fehlenden Fachkräfte und die Einwanderung. Dass er bei diesen Problemen auf ein Versagen der USA hinwies, machte die Rede brisant, weil er dazu aufrief, sich von der Haltung der USA zu distanzieren „und nicht einen *neuerbrain drain* (zu) starten, indem wir die ärmeren Nachbarn bestehen“.

Dann erst kam er auf die brennende Frage zu sprechen, den Krieg. Das Vorgehen Heins deutete an, dass er eine solche Frage in großen Zusammenhängen zu betrachten bemüht ist. Keinen Zweifel ließ er daran, dass Russland der „Aggressor“ ist. Aber er ließ auch keinen Zweifel daran, dass es

¹ Zur Kritik Christoph Heins an der Zivilisation kann man ausführlich nachlesen bei Rüdiger Bernhardt: *Der vergessene Mythos – die zerstörerische Zivilisation. Zum Werk Christoph Heins*. Edition Schwarzdruck: Gransee 2021.

einerkritischen Betrachtung der Ukraine bedürfe, die sich benehme, als hätte sie „eine Carte blanche der Nato in der Tasche“. Auch wenn es ein „gerechter Verteidigungskrieg“ sei, stimmte Hein Marcus Tullius Cicero zu, der 100 Jahre vor der Zeitrechnung geschrieben hat: „Der ungerechteste Frieden ist immer noch besser als der gerechteste Krieg.“ Die Zeitangabe erfolgte nicht zufällig, wie es bei Hein grundsätzlich nichts Zufälliges gibt: Sie betont, wie lange diese Wahrheit sich bis heute gehalten hat, während die Forcierung des Krieges keine historische Erfolgsgeschichte zu bieten hat. Logischerweise schloss er an, dass es die Älteren seien, die sich für den Frieden einsetzen.

Von diesem Gedanken aus beschrieb Hein eine zusätzliche Gefahr: Wir werden es weiterhin mit den „barbarischen Geisteshaltungen“ wie „Fremdenfeindlichkeit und Rassismus“ zu tun haben. Auch diese Zusammenstellung in seiner Einführung war keineswegs zufällig, denn die Spannungen zwischen Russen und Ukrainern sind auch in diesem Umfeld mit langen Traditionen zu betrachten.

Heins scharfsinnige, klare Beschreibung der politischen und sozialen Zusammenhänge verwendet immer wieder Zeugnisse der Literatur, auch fehl verstandener, wie ein Beispiel Georg Heyms beweist. Auch zu sich selbst kommt er zurück, wenn er seine grundsätzliche Kritik an der Entwicklung der Zivilisation erwähnt und feststellt: „Die letzte menschliche Gesellschaft, die auf dieser Erde lebte, ohne sie zu schädigen, die nicht im Raubbau der Naturschätze und der Welt ihren Lebenssinn sah, die geradezu pfleglich mit dieser Welt umging, das waren die Jäger und Sammler der Steinzeit.“

Fast beiläufig spricht Hein noch eine Warnung aus, die von höchster Brisanz ist: Immer wieder werde gesagt, „dass die gesamte bisherige Unterstützung der Nato für die Ukraine kein Eintritt dieses Bündnisses in den Krieg sei“, so auch ein deutscher Professor eines Bundeswehrinstitutes. Hein fügt dem nüchtern und mit kargem Wort an: „Ein solcher Satz ist allerdings nur wahr und gültig, wenn auch die andere Seite diese Ansicht teilt; anderenfalls ist das eine hohle Phrase, eine friedensgefährdende Platttheit.“

Heins Rede wurde nicht nur mit den 80 Gästen von Ministerpräsident Haseloff diskutiert, sondern auch umfangreich im Netz. Dabei wurde deutlich: Zahlreiche Leser hatten Heins analytische Ausführungen, den größeren Rahmen überhaupt nicht verstanden, sondern sahen das als „um den heißen Brei herumreden“ (Koslowsky) oder gar als „nächste Bankrotterklärung eines deutschen Intellektuellen“ (Udo Schoene), um schließlich einen Höhepunkt mit der Feststellung zu erreichen: „Was kümmert es uns, was ein SED-Schriftsteller so denkt und schreibt“ (Marcus Bensmann).

Spätestens da wurde deutlich, dass sich die Verfasser der Beiträge nicht im geringsten um Heins Denken und Schaffen bemüht hatten, dort würde sichtbar, wie Hein mit der chronikalischen Aufarbeitung von Geschichte Möglichkeiten der Entwicklung absteckt.

Kaum einer hatte Heins Rede in ihrem großen Zusammenhang verstanden. Allein die Tatsache, die Rede gelesen zu haben, führte zu Unterstellungen und Verdächtigungen – ein schlimmes Ergebnis eines ehrlichen Bemühens. Es wurde deutlich, dass Heins Analyse umfänglich bestätigt wurde: Unkenntnis und fehlendes kritisches Vermögen waren mindestens genau so groß wie fehlendes Wissen um historische Prozesse. Schon allein die Tatsache, dass Heins Versuch, den Krieg als *ein* Zeitereignis und den Zusammenhang bzw. die Wirkung mit *anderen* Vorgängen zu erfassen, nicht einmal im Ansatz verstanden wurde, zeigt den Zustand unserer Gesellschaft, der zum Ausdruck kommt, wenn Heins Aussagen zum „kompletten Unsinn“ erklärt werden, ja Hein sogar ein Faschist wird, der ein „ukrainisches Auschwitz“ (Steffen Wasmund) befürworte. - Da reichen auch einzelne sachlich wirkende Beiträge nicht mehr.

Immerhin: Auf dem Kanal *Zeit und Geschichte* ist ein kommentierender Beitrag von Achim Engelberg sachlich und verständlich: „Diese Rede ist ein realistischer Warnruf, dramaturgisch überzeugend, stilistisch weit über dem Durchschnitt.“ Und – müsste man hinzufügen - mit dem notwendigen Wissen, das allein verständige Urteile ermöglicht. Dort auch finden sich weitere Beiträge des sachlichen Umgangs mit Heins beeindruckender Rede: „Wunderbarer, informativer Artikel! Es zeigt mir, dass ein reifer Mensch, der viel gesehen und erlebt und gelernt hat, als Leitfigur für uns dienen kann!“, schrieb Josef Schick zu Engelbergs Beitrag und zu Heins Rede.

Ein anderes hoffnungsvolles Zeichen kam aus Halle: Im dortigen Südgymnasium hat die Gymnasiallehrerin Birgit Decker, Leserin des *Literaturpanoramas*, Heins Werke in unterschiedlichen Klassenstufen behandelt, den Schriftsteller als begeisternden Gast in der Schule gehabt und auch seine Rede in der Staatskanzlei Sachsen-Anhalt in den Unterricht einbezogen. Im Ergebnis entstanden

TWEETS des Leistungskurses Deutsch 3 des Gymnasiums Südstadt in Halle (Saale)

In Antwort auf „Shitstorms“ auf TWITTER gegen Christoph Heins Rede in der Staatskanzlei von Sachsen-Anhalt, die dem Literaturpanorama zur Verfügung gestellt wurden:

Yvo Mertens (18) die Impulsrede Christoph Heins in der Staatskanzlei beschäftigt sich mit ernstesten und aktuellen Problemen, die uns alle betreffen oder noch betreffen werden. Meinen Respekt dafür, dass Hein an dieser Stelle kein Blatt vor den Mund nimmt und ähnlich wie in seinen Romanen zur Diskussion anregt. Es ist eine Rede, die sich jeder einmal zu Gemüte führen sollte.

Elisabeth Smorgun (19) Eine sprachlich und de facto sehr gelungene und imponierende Rede Christoph Heins, welche zum Nachdenken anregt. Beeindruckend, wie Hein, trotz gegenstandsloser Vorwürfe, verschiedene Aspekte und Ansichten über die Entwicklung der Zivilisation im Futurum zu Wort bringt.

CinjaPäsold (18) Die Rede von Christoph Heins ist sehr prägnant und bedeutungsvoll. Er thematisiert darin aktuell wichtige und strittige Themen, welche zum Diskutieren anregen sollen, z.B. darüber, wie Familien in Armutfallen geraten. Man sollte sich seine Worte zu Herzen nehmen.

Paula Radon (18) Christoph Heins packende und bewegende Rede beleuchtet die Entwicklung der Zivilisation in der Vergangenheit und thematisiert, was sich gegenwärtig verändern muss, damit eine Zukunft gesichert werden kann. Christoph Heins vermittelt dabei ein rationales und humanistisches Bild der aktuellen Problematik und regt mit seiner bedeutungsvollen Impulsrede zum Nachdenken an.

Tim Vincent Brötz (18) Unglaublich! Eine lesenswerte Impulsrede von Christoph Heins, welche die Herausforderungen der Zukunft kritisch darstellt und zum Nachdenken anregt. Leider können und wollen viele Leute nicht verstehen, was er hiermit ausdrücken will. Zudem liefern viele leider keine konstruktive Kritik, sondern nur Kritik gegen seine Person.

Matti Hense (18 Jahre) Ein Shitstorm?! Unerklärlich für mich. Christoph Heins zeigt mit seiner Impulsrede, welche brisanten Themen die Gesellschaft aktuell beschäftigen. Trotz diskutabler Ansichten, wie z.B. zur Thematik des Russland-Ukraine-Krieges, ist Heins Blickwinkel in jedem Fall zu respektieren.

Birgit Decker (Kurs-Lehrerin LK DEU3) eine grandiose Rede, die mir aus dem Herzen spricht. Faszinierend sachlich und klar. Unerschrocken nennt Heins Bedrohungen unserer Welt beim Namen, auch wenn er dabei gegen den Strom schwimmt. Entgegnungen sollten mit Respekt und Sachkenntnis formuliert werden.

Diese Rede beschäftigte zahlreiche Leser, über diese Rede informierte die *Mitteldeutsche Zeitung* ausführlich und die *Berliner Zeitung* druckte sie vollständig ab; in der *Freien Presse* war nichts zu lesen.

In Anbetracht der Fülle des Materials in der heutigen Ausgabe wird auf die Leserpost, die umfangreich vorliegt, heute vorerst verzichtet. Vor allem soll das neue *Literaturpanorama* schnell zu seinen Lesern; viele wie der Dresdner Verleger Heinz Freiberg warten schon ungeduldig darauf. Ich wünsche viele Anregungen und Einfälle. Ihre Überlegungen nehme ich gern zur Kenntnis. -

In der nächsten Ausgabe widme ich mich dem neuen Roman von Christoph Hein *Unterm Staub der Zeit*, der am kommenden Montag erscheint.

Im vorliegenden *Literaturpanorama*, der Ausgabe Nr. 3-4 des *Literaturpanoramas* April 2023, finden sich Diskussionen, Kritiken, Würdigungen und Marginalien zu Christoph Hein, Günter Grass, Jörg M. Pönnighaus, Egon Erwin Kisch, Brigitte Reimann und Julius Mosen.

Ihr Rüdiger Bernhardt

Günter Grass: *Figuren stehen*. Eine Legende (2022)

Aus dem Nachlass von Günter Grass erschien im November 2022 eine „Legende“ mit dem ungewöhnlichen Titel *Figuren stehen*. Sie ist 2003 auf der dänischen Insel Møn entstanden, ihre Handlung beginnt aber noch vor dem Mauerfall 1989 in Deutschland und führt bis in die Gegenwart: Der Schriftsteller hält sich mit seiner Frau Ute während einer Lesereise unter anderem auch in Naumburg auf; man hat ihn zu Lesungen aus seinem Roman *Die Rättin* (1986) eingeladen. Die Begegnung mit den Stifterfiguren im Naumburger Dom, besonders mit der Uta von Naumburg, wird zum prägend-auslösenden Vorgang der Legende, drängt sich doch ein Vergleich zwischen Ute und Uta auf. Aus dem zu absolvierenden Bildungserlebnis wird zur Begegnung mit „Orten, deren Geschichte in den Schulbüchern (seiner) Jugendjahre begraben lag“, wird zur historischen Erfahrung und zur Grundlegung der Gegenwart. Ein verdichtetes, oft auf Begriffe reduziertes Mosaik historischer Bezüge offenbart sich dem Schriftsteller, das in seinem Denken in Einzelabschnitten präsent gewesen ist, aber auf Über- und Zusammenschau gewartet hat und seine aktuelle Bedeutung zu erkennen gibt: Es entsteht ein durch die „mittelalterlichen Erinnerungen“ des Erzählers, die tatsächlich weit mehr umfassen, ermöglichtes Kontrastprogramm zwischen dem Deutschland von 2003, den beiden Staaten bis 1989 und dem Deutschland des Dreißigjährigen Krieges über weitere Zwischenstufen: „Ketzerverfolgungen seit eh und je.“. Nachvollziehbar wird das im Figurenensemble. Das bildet sich entsprechend der Orte, Luther und Erfurt werden genannt, das Schlachtfeld von Jena und Auerstedt, Tilly aus dem Dreißigjährigen Krieg erscheint und wird von Grass zu Tisch geladen wie auch die Stifterfiguren von Naumburg: „Nicht jeder kam.“ Das erinnert an eines der schönsten und wichtigsten kleineren Werke von Grass, an die Erzählung *Das Treffen in Telgte* (1979). Zahlreiche Verbindungslinien ließen sich von dort in die „Legende“ ziehen, von der Lust am deftigem Essen bis zur barocken Gesellschaft, die er sich einlädt und die dann kamen: „Auf Papier war vieles möglich.“ Stolz berichtet der Erzähler, der weitgehend mit Grass identisch ist, über fiktive Gästerunden und Gäste wie einen Henker samt „seiner Kundschaft“ und Ordenskomturen, Dorothea von Montau, die Eremitin und Mystikerin, auch Schutzpatronin Preußens und des Deutschen Ordens und die Begegnung mit Pfarrern, besonders beeindruckend: „Standhafte Pfarrersfrauen“. Die „Tischgesellschaft“, denen der Erzähler vorsteht, wird zum organisierenden Leitbegriff.

Das Figurenensemble der „Legende“ ist typisch für Grass: Historische Gestalten treffen fiktive Menschen in unterschiedlichen Zeiten, der Autor trifft Menschen der Gegenwart und lädt sich geschichtlich einflussreiche Menschen ein. Zuerst begegnet dem Leser die Gegenwart, in der der Erzähler und Schriftsteller auf Reisen ist: Auf seiner Reise war die erste Station Magdeburg und dort begegnet er dem Pfarrer Hans-Jochen Tschiche, der die Lesereise von Grass erfolgreich durchgesetzt hatte und der danach in der Bürgerbewegung von 1989 eine bedeutende Rolle spielen sollte. Er war der Vater des Magdeburger Modells, d.h. eine rot-grüne Minderheitsregierung in Sachsen-Anhalt wurde von der PDS geduldet. - So wie Grass zu seinen Lesungen von Stadt zu Stadt reist, so auch durch die Jahrhunderte: Der Begegnung mit der Oppositionsbewegung von 1986 folgen Stationen auf den Spuren Luthers, er besucht ein Pfarrhaus nahe „dem historischen Schlachtfeld“ von Jena und Auerstedt und erinnert sich in Magdeburg an den kaiserlichen General Tilly aus dem Dreißigjährigen Krieg, den er zu Schwarzsauer „aus gerührtem Schweineblut und gehackten Nieren, süßsauer“, - ein ausgesprochenes Arme-Leute-Essen - einlädt. Geht es um „Gemetzeln“ im Dreißigjährigen Krieg, werden moderne Entsprechungen genannt wie „barbarische“ Zerstörungen im Ersten Weltkrieg oder es steht nur der Begriff „Buchenwald“. Nur ein „Daumensprung“ war es von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Es ist das anspruchsvolle literarische Spiel mit Zeiten und Menschen, das mit dem ersten Satz eröffnet wird, es ist einer von den berühmten ersten Sätzen von Grass: „Heute sind Reste betonharte Museumsstücke“. Gemeint ist die Mauer; sie ist nur noch Erinnerungsstück, nachdrücklich verdeutlicht durch die ungewöhnliche Eröffnung „Heute sind ...“ statt des erzählerischen Imperfekts oder gar der Märcheneröffnung „Es war einmal“. Neben dem Geschichtspanorama des Erzählers reihen sich Begegnungen mit Uta von Naumburg, die auch zur Heiligen Elisabeth und anderen historischen Gestalten wird, und mit „Figurensteinen“ ihr Geld verdient. In einem privaten Gespräch forscht der Erzähler nach Herkunft und Leben der Figurensteherin. Sie steht für eine „allgemein verunsicherte Grundstimmung“, auch für das Leiden der Frauen und letztlich für die „Vorahnung ... für ein mögliches Weltenende“.

Das verlangt nach Protest und Widerstand und die Uta von Naumburg des Günter Grass stellt sich diesem Auftrag: Ihr Figurensteinen ist ein solcher Protest und endet im Widerstand. Sie steht vor dem Kölner Dom, dem Mailänder Dom und vor der Deutschen Bank; die Zeit verging, aus der D-Mark wurde der Euro und immer noch steht die Uta oder Elisabeth oder Herzeleide, Parzivals Mutter. Ein Anschlag auf die Frankfurter Börse bringt auch diese Uta, die in Wirklichkeit Jutta heißt, in Verdacht. Der Erzähler kennt die Wahrheit und gibt sie verkürzt an seine Leser weiter. -

Mit zahlreichen historischen Namen, Orten und zeitlichen Angaben hat Grass einen Ausschnitt aus deutscher Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart umrissen. Er hat den Stiftergestalten aus Naumburg einen historischen Ort gegeben, der zu allen Zeiten bedrohlich ist: Diese Stiftergestalten „sehen alles bedrohlich Gegenwärtige, vergangene Schrecknisse und entsetzliches Zukünftiges“. Mit diesem Satz schließt die „Legende“ und hinterlässt dem Leser die geschichtliche Wahrheit des Günter Grass.

Günter Grass: Figurensteinen. Eine Legende. Steidl Verlag: Göttingen 2022, 72 S., 18,-€



Juli Zeh, Simon Urban: *Zwischen Welten*. Roman. (2023)

Es ist ein umfangreiches Werk, das auf dem Tisch liegt, geschrieben von Juli Zeh und Simon Urban, Frau und Mann, beide etwa gleichaltrig, ähnlich dem Paar im Roman. Sie haben ihre Entsprechungen in den Hauptgestalten des Romans: Therese und Stefan. Zwischen beiden kommt es, nachdem sie sich nach fast zwanzig Jahren zufällig getroffen haben, zu heftigen Diskussionen und Ausbrüchen, die – besonders im Falle des Journalisten Stefan - bis an die Grenze des Erträglichen reichen. Man steht anfangs etwas ratlos vor dem Buch und staunt über die zwei Verfassernamen, einen weiblichen und einen männlichen, und die österreichischen Kaisernamen (Franz) Stefan und (Maria) Theresa, die anklingen, der geschwätzige bedeutungslose Genussmensch und die harte Kämpferin. Hat es Zweck, soweit zu denken und zu vergleichen? Um den Sturz aus dem Bedeutungsvollen ins Unbedeutende zu erkennen? - Als zu Beginn des Romans ein aufgeregter Stefan WhatsApp auf WhatsApp an eine Theresa sendet, die sich schließlich auch meldet, glaubt man als Leser eine Erklärung zu finden: Von Beginn an aufgeregter und voller Missverständnisse wird es ein „windschiefer“ Dialog, den die beiden führen, besonders aber Stefan, wie der bekannte Literaturwissenschaftler Hans Mayer das nannte: Er fand das bei bedeutendem Schriftstellern wie Georg Büchner, etwa in den beiden Hauptgestalten Leonce und Lena im gleichnamigen Stück und hielt es für ein Mittel der Bloßstellung.

Nun fand ich meinen Zugang, indem ich den Journalisten nicht ernst nahm, *diesen* Journalisten, den Theresa spöttisch als „Dreh- und Angelpunkt des Universums“ sieht; Theresa aber ist am falschen Platz und scheidet deshalb völlig zurecht kurz vor dem Ende aus: Es gibt weder einen Neuanfang mit Stefan noch eine vernünftig gemeinschaftliche zeitweise Beziehung. - So lese ich den Roman als eine scharfsinnige Satire auf den gegenwärtigen Journalismus und oberflächliche Beziehungen. Nach den in den vergangenen Tagen erfolgten, noch am Anfang befindlichen Enthüllungen über Äußerungen von Springer-Chef Mathias Döpfner über Merkel und die Ossi und anderes mehr bietet der Roman von Zeh/Urban auch dazu eine satirische Illustration und beschreibt aktuelle Bösarbeiten. Hat man sich diesen Zugang erobert, reihen sich Bestätigungen und Zustimmungen bis an das Ende, auch für die beschriebene Beziehung, für die Stefan einschätzt: „das Gegenteil von allem, was ich mir erhofft hatte. Kein Anfang, sondern ein Ende.“ Nach einer letzten, fast Novellenmaß aufweisenden Message von Stefan erreichen ihn von Theresas Seite nur *Mailer Dämon* und wiederholt werden Fehler bei Mails mit Theresas Adresse mitgeteilt. So wird sie nicht einmal mehr Stefans Bericht von der Neuformierung des BOTEN, jetzt BOT*IN mit 1.200 Gästen und Mozarts *Figaro*-Ouvertüre erreichen, Stefan wird sich auf dem Höhepunkt glauben, aber einen Tiefpunkt erreicht haben.

Der Inhalt des Romans ist nur mit Mails zu bestreiten; soweit liegen die Lebensbereiche der beiden Hauptgestalten auseinander. Der Journalist Stefan, in Hamburg am einflussreichen und bedeutungsvollen BOTEN tätig – ein wenig ZEIT darf man mitdenken - und die brandenburgische Landwirtin Theresa, Vorstand einer eingetragenen Genossenschaft, begegnen sich zufällig in Hamburg. Theresa war auf der Suche nach Ländereien, die sie von alten Besitzern kaufen oder pachten könnte, um die Existenz ihrer kleinen Genossenschaft zu sichern, während Stefan aus Sicht der Frau „irgendwelche absurde Dinge“ (11) behauptet. Die durchgehend in einem großen Bogen gehaltene Spannung wird durch zahlreiche Gegensätze erreicht: Aus dem Gegensatz von Mann und Frau wird nun noch der vom Wessi und Ossi, wird der vom lautstarken Großsprecher und der um die pure Existenz kämpfenden Landwirtin.

Als dieser Gegensatz möglichst vielseitig erfasst und kontrastiv gesetzt ist, bietet Theresa die einzig richtige Beschreibung für den Leser: „Von außen betrachtet sind wir zwei ein ziemlicher Komödienstoff: du der Topjournalist aus Hamburg, ich die Milchbäuerin aus der brandenburgischen Provinz. Könnte eine ganz lustige Story werden.“

Was die Romangestalt als Komödie bezeichnet, würden sicher die großartige Autorin und ihr Schreibpartner eine „Satire“ nennen mit durchweg kabarettistischen Zügen, vorwiegend in den Ereignissen um die Presse zu finden, Gegensatz aber auch in den Handlungsräumen: Zwischen verschiedenen Ausschnitten, die jeweils eine eigene Wirklichkeit darstellen, die Landwirtschaft in ihrem Umbruch und die Pressewelt mit ihrer Dominanz bei der Meinungsbildung, sind sie doch stellvertretend für Ost und West. Aber es spielt auch alles in der Welt des Digitalen, bei Internet und WhatsApp. Dort und nur dort begegnen sich die beiden Partner, Pole und Repräsentanten. Auch das passt zur Satire. Gleichzeitig überhöht sie den literaturtheoretischen Ansatz: Kennengelernt haben sich die beiden im Erzähltheorie-Seminar, denn beide haben früher einmal Germanistik studiert. Zu spüren ist davon kaum noch etwas: Theresa hat wegen der Landwirtschaft das Studium abgebrochen und Stefan sieht anderes als seine Hauptaufgaben, nicht mehr die Literatur, sondern „intersektionellen Feminismus, Gendersprache“ und vieles andere, nur nichts mehr von dem, was einst die beiden, Theresa und Stefan, im Studium vereinte und was sie für Martin Walser begeisterte, allenfalls könnte man sich noch vorstellen, „planlos bei Walser klingeln“.

Juli Zeh, Simon Urban: Zwischen Welten. Roman. Luchterhand Literaturverlag (2023), 444 S., 28,- €

Jörg M. Pönnighaus: *Drei Frauengestalten oder Schicksale zwischen Verzicht und Selbstbestimmung* (2023)

(Vgl. *Literaturpanorama* 2021, Nr. 4, 6, 8

2022, Nr. 2, 10, 11, 12)

Es ist ein Jubiläum im schriftstellerischen Leben des Arztes Dr. Jörg M. Pönnighaus, wie mir scheint: Wenn ich richtig mitgezählt habe, ist es das 40. Buch des Schriftstellers. Meist fällt einem die Lyrik ein, wenn sein Name fällt, aber er hat als Arzt eine vielversprechende Methode entwickelt, seine Patienten auch über ihre akuten Erkrankungen hinaus als Gesprächspartner zu behalten. Im neuen Buch sind es drei Schicksale von Frauen, die durchweg bescheidene Leben geführt haben, wenn man so will wurden sie auch Opfer ihrer Bescheidung mit einem sehr kleinen, dabei auch fragwürdigen Glück. Die drei Frauen stammen aus einer Generation, die im Dritten Reich aufwuchs, und nun, am Ende des Lebens, Rückschau gibt auf die Existenz zwischen Anspruchssuche und Bescheidung. Ihre Gesprächspartner bei diesem Lebensbericht waren Zuhörer, die ihre Verwandtschaft mit dem Autor zu erkennen geben. Auch die ärztliche Betreuung war eine Brücke zum Gespräch. Diese kleinen Leben wurden als kleines Glück begriffen, dass man für die Nachwelt auch als erinnerungswert niederschreiben wollte.

Frau Küstner, geboren 1934, eine ehemalige Geigerin, ist im Schnee erfroren (*Herbstzeitlos*), ein ungewöhnlicher Tod in der Gegenwart, zumal diese Frau Insassin eines Heimes war, in dem sie schon zehn Jahre zuvor mit ihrem Mann, geboren 1928, im betreuten Wohnen zu Hause war. Es war bekannt, dass manches nicht in Ordnung mit der Sicherheitstechnik war. Aber auch die Nachtschwester hatte nicht bemerkt, dass das Bett der Bewohnerin leer war. Danach musste der Heimleiter zurücktreten; erklärt war der Vorgang – ein Freitod - damit aber nicht. Es fiel nur nicht so auf, weil die Bewohnerin als dement galt und weil sich ihre Angehörigen auch nicht sonderlich um sie kümmerten. Nur insofern störte dieser Vorgang, weil das Heim wegen seines gehobenen Standards bekannt war, daneben auch wegen seiner hohen Preise. Doch bald nach der erzählneutralen Eröffnung wird der Bericht an die Betroffene übergeben, die ihre Erinnerungen aufschreiben wollte. Um für diese Erinnerungen genügend Raum zu bekommen, gibt sich die Erzählerin als dement aus und kann sich so den angesetzten „Übungen“ entziehen. Doch parallel dazu nehmen Vergesslichkeit und Demenzzzeichen auch zu, so dass sie in Zwänge und Zeitdruck gerät. Für die Zuspitzung der Situation sieht die Erzählerin für sich den Freitod vor.

Der Kontakt mit der Außenwelt war in dieser langen Zeit schon allmählich sehr sparsam geworden, weil ihr Mann solche Kontakte nicht mehr wahrnahm, sondern vielmehr sein Alter mit der Lektüre Goethes zubrachte: Er wollte wissen, was Goethe im Alter vom Tod gewusst und gedacht habe. Sie dagegen liebte Märchenbücher und versuchte sich daran, Märchen in Balladen umzuformen. Ein Beispiel liefert sie mit. – Sonst gibt es über dieses Leben wenig zu berichten: Es war von einer guten

Ehe bestimmt. Doch Spannung entsteht sofort, denn die Erzählerin bekennt, es sei keine Ehe gewesen. Zustande gekommen durch eine Annonce war die Grundlage dieser Ehe größtmöglicher Pragmatismus auf beiden Seiten – im Grunde wollte der Mann nach dem Tod seiner ersten Frau die damit beendete Ehe in ihrem bisherigen Rahmen weiterführen: „Ich zog in ein Totenhaus.“ Herrschend im Haus blieb die Verstorbene; Kinder wurden sorgfältig verhütet. Intimitäten wurden vermieden. Als die Erzählerin eine Freundin um Hilfe bittet, wird das grundsätzlich: Die Freundin wird die Geliebte des Mannes. So spielt sich ein Leben in Einsamkeit ab, voller Glück, wie die Erzählerin meint. Aber es war ein merkwürdiges, abseitig-unerwartetes Glück, was sie erinnert. Es war ein Glück der Einsamkeit, mit einem Mann, den man nicht liebte, und einem vom Ehemann geduldeten Geliebten, das kaum jemand als Glück bezeichnen würde. Es war ein Glück tiefer Entsagung und erst die Niederschrift dieses Lebens schafft die Befriedigung. Die Erzählerin begeht Selbstmord, nachdem sie zu der Erkenntnis gekommen ist, dass es „unendlich viel Schönheit“ gibt, von der sie nicht mehr als einen Bruchteil sehen würde. Alle Sehnsucht verschwand und Zufriedenheit „mit dem kleinen Leben“ stellte sich ein.

Ein anderes, doch ähnliches Leben beschreibt die zweite Erzählung *Lautlos floss mein Leben dahin*. Schon der Titel suggeriert Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Dieses Leben wird konfrontiert mit einer politischen Entwicklung, die von Vernichtung geprägt war und die auf eine stille Weise wirkt: Von Fremdarbeitern ist die Rede, von Flüchtlingen und schließlich von Toten, Gefallenen, Selbstmördern. - Erzählt wird das Schicksal von der Krankenschwester Christine Steinhäuser, einer Vogtländerin, geboren 1930, einer Frau aus der Wahlheimat des Autors. Nach einem Unfall kann sie nicht mehr wandern und kommt dem selbstgestellten Auftrag nach, den ein Bekannter unterstützt, ihr Leben zu erzählen. Auch sie ist zu diesem Zeitpunkt Witwe, nach einer Zeit als Zweitfrau, weil der geliebte, ja angebetete Mann wegen seiner drei Kinder „sich nicht scheiden lassen“ wollte. Nachdem der Tod der Ehefrau wurde nicht wieder darüber gesprochen. Das Leben der Frau, dessen Programm aus Liebe entstand, wurde zum gelebten Verzicht, aber dennoch als Glück empfunden: „Es war eine stille, selbstverständliche Liebe.“ Das mitgelieferte soziale Zeitbild ist sorgfältig gezeichnet und steht im Zeichen der Einsamkeit.

Die dritte Geschichte ist ebenfalls ein Lebensbericht, der im Angesicht des drohenden Todes abgegeben wird. Die Erzählerin weiß, wovon sie spricht, denn sie war im medizinischen Dienst tätig. „Ungeschönt“ soll der Bericht gegeben werden; wer böte sich besser dafür an als eine Ärztin, die seit über zwanzig Jahren die Erzählerin, geboren 1930, betreut und sich mit dem Gedanken trägt, Schicksale aus ihrer Praxis aufzuschreiben. Auch diese Frau hat zu Beginn ihrer Anstellung im medizinischen Dienst ihren späteren Verlobten kennengelernt: „Es war wundervoll ihn zu lieben.“ Bekenntnisse dieser Art nehmen sich gemeinhin lächerlich aus, nicht so in diesem Bekenntnis.

Es sind sehr stille Geschichten, alle zustande gekommen in voller Bewusstheit am Lebensende. Auch sprachlich sind die Lebensberichte schlicht und nicht aufwendig. Manchmal streifen sie Trivialsprachliches – „Ich war ein mickriges Kind.“ -, manchmal Populistisches – „Im Dunkeln –es gibt inzwischen so viele Ausländer.“ - und werden so ihren sozialen Ausschnitten gerecht.

Egon Erwin Kisch: 75. Todestag am 31. März

(29. April 1885 Prag – 31. 3.1948 Prag)

Egon Erwin Kischs Bücher wurden in achtzehn Sprachen übersetzt und in Millionenhöhe veröffentlicht. Wie das Werk war auch das Leben Kischs spannend, und Bodo Uhse, Freund und Mitexilant in Mexiko, Herausgeber der Werkausgabe Kischs, entschuldigte die Biografen Kischs, wenn „sie sich mehr an seine Abenteuer als an seine Werke halten“². Egon Erwin Kisch war nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus in Deutschland „zu einer der großen Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit des Exils und in der Kongressbewegung dieser Jahre“ geworden, „ein Initiator politischer Bündnisse, ein politisch-eingreifender Journalist, ein Organisator literarischen Lebens“³. Leben und Werk des deutschsprachigen tschechischen Staatsbürgers standen und stehen für das Bemühen um ein friedliches Miteinander von Tschechen und Deutschen im tschechoslowakischen Staat der Zwischenkriegszeit. Kisch zählte zu jenem Teil der deutschsprachigen Minderheit, der auf Mitarbeit und Integration im tschechischen Staat und auf Überwindung ethnozentrischer und nationalistischer Barrieren im Sinne europäischer Verständigung setzte. Als er noch nicht Kommunist war, war er bereits Internationalist. Seine Briefe an den Sozialdemokraten Antonin Macek von 1914 bis 1917 beweisen, wie er diese Ideen in der Zeit des Ersten Weltkrieges entwickelte, in einer Zeit, in der Kisch auch mit Heinrich Mann in Verbindung stand. Zwischen beiden gab es eine dauernde geistige Verwandtschaft und Beziehung. So erschienen frühe Reportagen Kischs in tschechischer Sprache 1914 zu Gunsten des Arbeitersanatoriums und Kisch erklärte am 14. April 1914: „Ich wäre glücklich, wenn für diesen edlen Zweck aus meinem Buch irgendein Gewinn, wenigstens auf diese Art ein ethischer Erfolg entspringt, da ich doch nicht hoffen kann, dass es zu irgendeiner sozialen Reform beiträgt.“⁴

Die Widersprüche sind trotz Kischs Bekanntheit nicht zu übersehen. Für manche Literaturwissenschaftler ist er eine Unperson. Vorbehalte gegen Kisch liegen in der von ihm verwendeten Form der Reportage, die nicht als Literatur akzeptiert wird, es liegt zuerst an Kischs politischer Haltung. Sie wiederum war für Peter Weiss Grund, ihn vom Erzähler der „Ästhetik des Widerstands“ an die Spitze „der politischen Bewegungen“ stellen zu lassen, ihn zum „Wegweiser“ und „Monument“ werden zu lassen.⁵ Kisch steht bei Weiss in einer Reihe mit Brecht, Piscator, Grosz, Dix, Kollwitz, Toller, Tucholsky, Ossietzky, Seghers, Renn, Gorki, Dreiser, Shaw, Sinclair, Nexö und vielen anderen. Es ist eine Kulturgeschichte der Linken der Welt, die hier entworfen wird.

Egon Erwin Kisch ist ein tschechisch-jüdischer Schriftsteller, der bevorzugt in deutscher Sprache, aber auch tschechisch wie die Briefe an tschechische Freunde, schrieb, und dessen Reportagen frühzeitig ins Tschechische übersetzt wurden. Er wurde nicht als Romancier und nicht als Dramatiker in die Literaturgeschichten aufgenommen, sondern als „der rasende Reporter“. Begriffe wie „Hetzjagd“ („Hetzjagd durch die Zeit“) und „Sensationen“ („Marktplatz der Sensationen“) ordneten sich dem Reporter zu und wiesen auf ein neues Verhältnis von Journalismus, Presse und Leserschaft hin. - Dabei hatte er seinen Roman „Der Mädchenhirt“ (1914), das war eine euphemistische Bezeichnung für einen Zuhälter, ganz zeitgemäß als einen naturalistischen Roman empfunden und sah sich auch als Lustspieldichter etwa mit seinem Stück „Die gestohlene Stadt“ (1922). Seine „Galgentoni“, viermal bearbeitet, wurde ein sehr erfolgreiches Stück unter dem Titel „Die Himmelfahrt der Tonka Sibenic“ (1926): Das Stück handelt vom Schicksal der Galgentoni, die einem zum Tode Verurteilten seinen

² Bodo Uhse: Egon Erwin Kisch (1948-1959). In: Bodo Uhse: Gesammelte Werke in Einzelausgaben, hg. von Günter Caspar. Bd. 6, Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag, 1983, S. 118

³ Dieter Schlenstedt: Egon Erwin Kisch. Leben und Werk. Schriftsteller der Gegenwart 11. Berlin: Volk und Wissen, 1985, S. 154

⁴ Paul Reimann: Von Herder bis Kisch. Studien zur Geschichte der deutsch-österreichischen-tschechischen Literaturbeziehungen. Berlin, Dietz Verlag, 1961, S. 262

⁵ Peter Weiss: Die Ästhetik des Widerstands. Roman, Bd.1, Berlin: Henschelverlag, 1983, S. 158

letzten Wunsch erfüllte und mit ihm schlief. Diese Wohltat verschaffte ihr Eingang in den Himmel, d. h. ihr Himmel war die Rückkehr in ein dem Irdischen abgeschautes himmlisches Bordell nach dem Motto: „...jedem Menschen sein eigenes Himmelreich!“⁶

Als sein Roman „Der Mädchenhirt“ erschien, er handelte unter Prostituierten und Zuhältern auf der Prager Insel Kampa, verstand ihn Kisch als „den ersten Prager naturalistischen Roman“, wie er in einem Brief an den Politiker Antonin Macek schrieb⁷ und Gerhart Hauptmann habe gar geglaubt, Kisch „würde die Fahne der naturalistischen Literatur weitertragen“⁸, so wie Thomas Mann seine „Buddenbrooks“ als ersten deutschen naturalistischen Roman gesehen hatte. Über den europäischen Naturalismus wusste er gut Bescheid: Zolas Rougon-Macquart-Serie und selbst M.G. Conrads „Was die Isar rauscht“ waren ihm in der Argumentation präsent, seine Literatur stellte er an ihre Seite. Sein Roman zeigt die Einflüsse. Auch über die Prager deutsche Literatur der Rilke und Brod war er gut informiert und verteidigte sie gegen ungerechtfertigte Angriffe. Seine Traditionen bezog er mühelos von Kafka, Rilke, Brod und Hasek. Aber auch Karl May war ihm ein wichtiger Zeitgenosse: Für große Summen wurde ihm Material gegen May angeboten, Kisch lehnte ab und machte sich selbst ein Bild, das dazu führte, dass sich Kisch auf die Seite Mays stellte. Anlass für seine Entscheidung war das Urteil des Charlottenburger Schöffengerichts, das den Erpresser und Ehrabschneider Lebius freigesprochen hatte, nachdem der May als „geborenen Verbrecher“ bezeichnet hatte.⁹

Am 9. Mai 1910 führte Kisch mit May ein Interview, aus dem die Reportage „Im Wigwam Old Shatterhands“ entstand. Kisch sah sich Karl May durchaus nahe, wenn er über Mays Erfolge feststellte. „Karl May war ohne Mitwirkung der Kritik, ohne Zeitungsreklame Haupt einer vieltausendköpfigen Lesergemeinde, zu ihrem Heros und zu einer populären und allgemein interessanten Persönlichkeit geworden, und jeder aktuelle Anlaß zur Stellungnahme mußte begrüßt sein.“¹⁰ Die Neigung zu Karl May blieb; noch im mexikanischen Exil schrieb er den Aufsatz „Karl May, Mexiko und die Nazis“ (1. Nummer der Zeitschrift „Freies Deutschland“, November 1941), in dem er die Nutzung Mays zu rassistischen Interpretationen sarkastisch beschrieb.

Egon Erwin Kisch, von Freunden „Egonek“ genannt, wurde am 29.4.1885 als Sohn eines Tuchhändlers in Prag geboren. Prag wurde für ihn ein Lebensthema. Von 1906 bis 1913 war er Lokalreporter der deutschsprachigen Tageszeitung „Bohemia“. Spannungen und geheimnisvolle Vorgänge, Absurdes und Gespenstisches, der „Golem“ und der „Student von Prag“ in der Filmkulisse aus Prag vor dem Ersten Weltkrieg und zu Beginn der 20er Jahre waren seine Themen. 1905 trat er als Volontär beim „Prager Tagblatt“ ein und bestimmte dadurch seinen Weg. Er wurde Journalist. Aber für ihn war auch die Prager Gegenwart „tausendmal mystischer, verstiegener und unwahrscheinlicher als alle bizarren Sagen zusammengenommen“.¹¹

Aber, und das ist die Ausnahme, Kisch wurde einer der wenigen Journalisten, die auch Schriftsteller wurden. Er war befreundet mit dem Prager Schriftsteller Ludwig Winder (1889-1946); Max Brod, der Freund Kafkas, widmete Kisch sarkastische Kommentare in seinem Roman „Prager Tagblatt“ und in seiner Autobiografie „Streitbares Leben“ (1960). Zwar habe er sein soziales Engagement auch ehrlich gemeint, aber zuerst sei es aus Eitelkeit entstanden, um, selbst Bürgersohn, den Bürgerlichen zu imponieren. Kischs Eitelkeit sei nicht bestritten, aber sein Verhalten im Exil bestätigte, dass er zuerst sozial dachte und erst dann die daraus entstehenden Verhaltensmuster auch zur Selbstdarstellung nutzte.

Ein besonderes Kapitel sind Kischs Bemühungen um Max Hoelz, er sprach auf öffentlichen Veranstaltungen für ihn, gab dessen „Briefe aus dem Zuchthaus“ heraus und publizierte 1928 seine

⁶ Egon Erwin Kisch: Die Himmelfahrt der Tonka Sibenice. In: Gesammelte Werke in Einzelausgaben, hg. von Bodo Uhse und Gisela Kisch. Bd. I, Berlin und Weimar. Aufbau-Verlag, 1986, S. 555. Zitate aus der Werkausgabe werden im weiteren Verlauf durch Band- und Seitenangabe ausgewiesen.

⁷ Paul Reimann, S. 263

⁸ Egon Erwin Kisch: Literatur in Berlin (1941). In: Bd. 10, S. 30

⁹ Klaus Haupt/Harald Wessel: Kisch war hier. Berlin: Verlag der Nation, 1985, S. 16

¹⁰ Kisch: Im Wigwam Old Shatterhands. In: Hetzjagd durch die Zeit. Bd. V, S. 313

¹¹ Kisch, zit. nach: Schmitz, Walter u.a.: Böhmen am Meer. Literatur im Herzen Europas. Chemnitz: Chemnitzer Verlag, 1997, S. 121

Arbeit „Sieben Jahre Justizskandal Max Hoelz“. In diesem Jahr begegnete er Maxim Gorki in Bad Saarow. 1929 opponierte er gegen das Lavieren und die Zwielfichtigkeit im Schutzverband Deutscher Schriftsteller (SDS), bei langweiligen Reden und Verhandlungen Männchen malend, wie sich Arnold Zweig erinnerte.¹² Gemeinsam mit Becher wurde Kisch in das Präsidium des SDS gewählt. Fast gleichzeitig traten beide aus dem Redaktionskomitee der „Neuen Bücherschau“ aus, was Kisch in einem umfangreichen Brief begründete, den Gerhart Pohl, der Herausgeber, veröffentlichte. 1933 am Morgen nach dem Reichstagsbrand in Berlin verhaftet. Bei der Politischen Polizei (I A) traf er auf Max Hölz' Verteidiger Dr. Apfel, den er um Intervention bitten wollte, der aber selbst verhaftet war, er traf dort auf Ossietzky, Erich Mühsam, Dr. Hodann, Ludwig Renn und Hermann Duncker. Renn machte der Untersuchungsrichter „etwas verlegen“ mit der Beschuldigung vertraut, er habe den Reichstag angezündet. „Da sitzen noch viele andere, für welche die nächtliche Verhaftung von heute, dem 28. Februar 1933, die erste Station auf dem Wege zu ihrer Opferung bedeuten wird. Sie wissen es schon heute.“¹³

Seine Bücher standen auf der Literaturliste jener Bücher, die am 10. Mai 1933 öffentlich verbrannt wurden. Der 10. Mai wurde zu einem von Kisch immer wieder adaptierten Datum; selbst die Geburtstagsaufführung von Kischs Stück um Oberst Redl wurde auf einem 10. Mai verlegt. Kurz nach der Bücherverbrennung veröffentlichte der Börsenverein für den deutschen Buchhandel eine Liste von 12 Autoren, deren Werke für das „deutsche Ansehen als schädigend zu erachten seien“ (Walter, Bd.1, S.195). Kisch stand darauf, neben Feuchtwanger, Kerr, Ottwalt, Glaeser, Holtischer, Emil Ludwig, Heinrich Mann, Plivier, Remarque, Tucholsky und Arnold Zweig. Dass er nur abgeschoben wurde, verdankte er dem Einsatz des tschechischen Gesandten. Er lebte illegal in zahlreichen Ländern. Seine materielle Situation war fast verzweifelt. 1934 zog er sich von Paris nach Versailles zurück und wohnte in einem kleinen Hotel, oft das Fahrgeld nach Paris nicht habend. Maximilian Scheer beschrieb Kischs Lebensverhältnisse und die seltenen Mittagessen des Ehepaars im Prix-fixe-Restaurant „Procopé“. Für sechs Franc, etwa eine Mark, gab es Vorspeise, Platte, Käse, Nachspeise und ein Viertel Wein. Es wäre nicht Kisch, hätte er nicht sein Geld auch auf abenteuerliche Art verdient, so als Zauberkünstler im Spielkasino von Nizza. 1934 fuhr er zu einem Antikriegsprozess nach Melbourne. Der berühmte Reporter wurde einer Intelligenzprüfung unterzogen, ob er würdig wäre, Australien zu besuchen. Er, der Deutsch, Tschechisch, Russisch, Französisch und Englisch vorzüglich beherrschte, fiel im Sprachentest durch: Er sollte seine Intelligenz durch ein Diktat in schottisch-gälischer Sprache nachweisen, aber gerade diese Finte der australischen Einwandererbehörde gab sie dem Gelächter der Welt preis, wie Balder Olden berichtete.¹⁴

1936 war er in Spanien, danach ging er ins Exil nach Mexiko. Dort lebte er die längste zusammenhängende Zeit seines Lebens. 1946 kehrte er in die Tschechoslowakei zurück. Die letzten Jahre waren weder die Erfüllung noch besonders freundlich. Er war als tschechischer Schriftsteller, der deutsch schrieb, in ein Land zurückgekommen, in dem die deutsche Sprache nicht mehr gesprochen wurde. Was bei Louis Fürnberg zu einer tragischen Situation wurde, war für Kisch mindestens eine Belastung. Er musste die Zerstörung der deutsch-jüdisch-tschechischen Kulturgemeinschaft erfahren: Sie war buchstäblich vertrieben und im schlimmen Fall ermordet worden. Es starben in KZs oder beim Transport: der Schriftsteller Oskar Baum, Karel Capeks Bruder, der Schriftsteller Josef Capek, der Lyriker Emil Faktor, der Lyriker und Übersetzer Felix Graefe, der Lyriker und Übersetzer Camill Hoffmann, die Journalistin und erste Übersetzerin Kafkas Milena Jesenska, der durch Peter Weiss bekannte Maler und Schriftsteller Peter Kien, Franz Kafkas Lieblingsschwester Ottla Kafka, der Schriftsteller Paul Kornfeld, der Schriftsteller Karel Polacek, der Schriftsteller Walter Serner, der Schriftsteller Ernst Weiß, der Schriftsteller Oskar Wiener. Schlimmer aber war das Misstrauen gegen die tschechischen Exilanten; sein Freund André Simone, nach der Heimkehr Redakteur der „RudéPravo“, wurde im Slansky-Prozess¹⁵ zum Tode verurteilt und 1952

¹² Vgl. In jenen Tagen ... Schriftsteller zwischen Reichstagsbrand und Bücherverbrennung. Eine Dokumentation. Leipzig und Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1983, S.36

¹³ Kisch: Bd. 6, S. 292ff, In jenen Tagen, S. 187

¹⁴ BalderOlden: Paradiese des Teufels. Biographisches und Autobiographisches. Schriften und Briefe aus dem Exil. Berlin. Rütten &Loening, 1977, S. 339

¹⁵ Rudolf Slansky (1901-1952) war 1945 bis 1951 Generalsekretär der KPC und stellvertretender

hingerichtet. Kisch hat, „zum Glück das tragische Ende seines Freundes nicht mehr erlebt“¹⁶, er starb schon am 31.3.1948 in Prag; seine Grabstätte ist auf dem Friedhof Strasnice.

Brigitte Reimann: 50. Todestag am 20. Februar

21. Juli 1933 Burg – 20. Februar 1973 Berlin

(Vgl. *Literaturpanorama* 2022, Nr. 12)

Die Schriftstellerin Brigitte Reimann erlebt 2023 eine Hochzeit der Würdigungen; ihr 50. Todestag ist erst kurze Zeit her, da blicken wir bereits auf ihrem 90. Geburtstag. Hinzu kam, dass dieses Jahr die Begegnung mit dem unbekanntem frühen Roman *Die Denunziantin* brachte.

(Vgl. *Literaturpanorama* 2022, 12 zur Erstveröffentlichung des Romans *Die Denunziantin*)

Bei der Vielzahl von Würdigungen ist ein Bereich bisher weitgehend unbeachtet geblieben oder hat nur beiläufig nebenbei eine Erwähnung gefunden: Brigitte Reimann und der Bitterfelder Weg. Über Neubaustadt, Architektur und Architekten in Brigitte Reimanns Roman „*Franziska Linkerhand*“ (1974) ist geschrieben worden. Der Roman gehört aber auch zum „*Bitterfelder Weg*“, so vage der Begriff auch ist; er korrespondiert mit der Bewegung schreibender Arbeiter und verwendet wesentliche Themen aus ihrem Umkreis: Neubaustädte und Großbetriebe, mit Kränen vollgestellte Landschaften und die Herrschaft des Betons. Im Roman finden sich davon Spuren, bei Brigitte Reimann haben sie sich in ihr Denken tief eingegraben. Eine dieser Spuren ist die Vorstellung von der „*sozialistischen Wohnstadt*“, in der ethische und künstlerische Werte entwickelt werden sollten.¹⁷ Die Neustadt-Handlung des Romans spielt 1962 in einer ersten Etappe der Bitterfelder Ideen. Die Mängel der neuen Stadt bestehen darin, dass sie zwar Wohn- und Schlafstätte bietet, nicht aber Ausdruck einer menschlichen Gemeinschaft ist. Franziska Linkerhand arbeitet deshalb unermüdlich an ihrer „*Ideenskizze für meinen Jugendklub*“¹⁸, der sinnfälliger Ausdruck dieser Gemeinschaft werden könnte. Trotz des Widerstandes gegen diese „*Utopie*“ bemüht sich Franziska um die Verwirklichung dieses „*Panoramas ihrer Hoffnungen*“¹⁹. In dem Roman trifft der Entwurf einer menschlichen Stadt auf die reduzierten Möglichkeiten der Verwirklichung. Utopie und Realität stoßen geradezu zerstörerisch aufeinander. Bis in die letzten Tage ihrer schweren Krankheit hat sich Brigitte Reimann mit diesem Konflikt ihres Romans beschäftigt. Der Konflikt zwischen Entwurf und Wirklichkeit einer Neubaustadt ist neben der Liebesgeschichte zwischen Franziska und Ben konstituierend für den Roman. Brigitte Reimann hatte zu Beginn der Zeit in Hoyerswerda intensive und gute Beziehungen zu einem Zirkel schreibender Arbeiter und zu Brigaden. Die Betreuung des Zirkels war nicht, wie Margret Gottlieb in ihrer fragwürdigen und ahnungslosen Reimann-Biografie meint, die „*Gegenleistung für ihr Gehalt*“²⁰; es war auch nicht nur „*Geschwätz*“, was zwischen der Reimann und der Klubleitung stattfand. Aber wer Bitterfeld als „*Ort zwischen Hoyerswerda und Spremberg*“²¹ beschreibt, von dem ist nichts Besseres zu erwarten.

Ministerpräsident. Wegen angeblicher Verschwörung wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet, aber 1963 rehabilitiert.

¹⁶ Lenka Reinerona: Melantrichgasse. In: Fritz Hofmann unter Mitarbeit von Josef Poláček (Hg.): Servus, Kisch! Erinnerungen, Rezensionen, Anekdoten. Berlin und Weimar, Aufbau-Verlag, 1985, S. 245

¹⁷ Reimann, Brigitte: *Franziska Linkerhand*. Roman. Berlin: Verlag Neues Leben, 1974, S. 203

¹⁸ a.a.O., S. 457

¹⁹ a.a.O., S. 470

²⁰ Gottlieb, Margret: „...als wär jeder Tag der letzte“. Brigitte Reimann. München: Econ Verlag, 1999, S.

67

²¹ Gottlieb, a.a.O., S. 65

Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann gingen den „Bitterfelder Weg“ bewusst; er führte sie nach Hoyerswerda.²² Für Brigitte Reimann bedeutete das auch, ihre Spontaneität in einer widersprüchlichen Umgebung ausleben zu können. Enttäuschungen und Höhepunkte, euphorische Übertreibungen und schmerzliche Zusammenbrüche standen nebeneinander, bedingten sich und machten das besondere Leben der Brigitte Reimann aus. Die scheinbar neu organisierte Landschaft um Hoyerswerda erschien dafür der geeignete Ort.

Hinzu kam, dass Siegfried Pitschmann, ihr damaliger Mann, schon früher an diesem Ort gearbeitet hatte. Dadurch wussten beide, was sie erwartete und wohin sie kamen. Wer Brigitte Reimann gut kannte, wusste um die Bedeutung des Aufenthaltes in Hoyerswerda: Annemarie Auer hielt es für „selbstverständlich“, dass eine Schriftstellerin wie die Reimann ihren Wohnsitz „in den neuen Zentren der Produktion“ nahm.²³ Für Hoyerswerda beschrieb Siegfried Pitschmann sie so: „...sie fing einfach an, anzukommen. Alltag zum Beispiel, ganz normal, zwischen dicken Kondensatrohren, Stahlflaschen und den groben, gutmütigen Zurufen der Schweißer, zwischen denen sie umherstolperte, unbehilflich ohne Brille, als Gast, als Freund, als Kumpel, der sich langsam auskennt.“²⁴ Der Zirkel schreibender Arbeiter des VEB „Schwarze Pumpe“ in Hoyerswerda wurde in mehrfacher Weise für Brigitte Reimann wichtig: Sie lernte das Zirkelmitglied Hans K. kennen, in ihren Tagebüchern wurde er zu „Jon“ K., der im Ben der „Franziska Linkerhand“ aufging. Das war Hans Kerschek, der als Mitglied ihres Zirkels mehrfach in Diskussionen auffiel. Seine literarischen und künstlerischen Interessen, über die Brigitte Reimann berichtete, sind Interessen, wie sie bei schreibenden Arbeitern oft zu finden waren. Auch sein komplizierter und mehrfach gebrochener Lebenslauf fand unter schreibenden Arbeitern mehr Beispiele als sonst. Es war nicht selten, dass Menschen, die in unterschiedlicher Weise in Konflikt mit der Gesellschaft geraten waren, in die Zirkel kamen, um dort eine neue Heimat zu finden.

Der Zirkel wurde auch für die literarische Entwicklung der Schriftstellerin wichtig. Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann konnten erst am 6. Januar 1960, ein halbes Jahr, nachdem sie sich für die „Schwarze Pumpe“ entschieden hatten, ihre Wohnung in Hoyerswerda beziehen.²⁵ Anfang Februar 1960 wurde der Zirkel schreibender Arbeiter gegründet, den beide leiteten. Bald merkten sie, dass es mit dem Lesen der Manuskripte und den Diskussionen darüber nicht getan war. Die Arbeit an der Erzählung „Ankunft im Alltag“ verband sich unmittelbar mit Zirkel und Brigade. Die Reimann wollte beide erleben, um ihre eigenen Figuren führen zu können, nachdem die Konzeption der Erzählung zuerst nur tradierte Muster, darunter den Dreieckskonflikt, aufgenommen hatte. „Ankunft im Alltag“ wurde Namensgeber für die Ankunfts-literatur, die jedoch von anderen Autoren wie Christa Wolf, Hermann Kant und Erik Neutsch mehr als von Brigitte Reimann geschrieben wurde. Brigitte Reimanns Buch wurde auch, wie die Aufnahme in eine Anthologie schreibender Arbeiter beweist, ganz selbstverständlich als Ergebnis des Bitterfelder Weges gesehen.

Brigitte Reimann konzentrierte sich wie die schreibenden Arbeiter zuerst auf schon Erreichtes und maß es an bisher Gewohntem. Aber in Brigitte Reimanns Zirkel wurde hart gestritten, und dabei geriet man auch mit Kulturfunktionären in Konflikt, „Unsere Kritik war ein Stich

²² Vgl. dazu die kurzen Angaben bei Enderle, Julia: Ein Vergleich der Ausgaben von Brigitte Reimanns erstem Buch „Die Frau am Pranger“. In: Hampel, Heide (Hrsg.), a.a.O., S. 115 f.

²³ Auer, Annemarie: Ein genaues und tiefes Gefühl für Aktualität. In: Neues Deutschland, Berlin, 24. Februar 1973,

²⁴ Pitschmann, Siegfried: Brigitte Reimann. Gedenken. In: Sonntag, Berlin 1973, Nr. 9, S. 6

²⁵ Leonore Krenzlin's anregende Beschäftigung mit dem „Bitterfelder Weg“ und Brigitte Reimann bricht leider an dieser Stelle ab. Vgl. Krenzlin, Leonore: Soziale Umschulung und neuer Lebensstil. In: Bircken, Margrid und Heide Hampel (Hrsg.): Als habe ich zwei Leben. Hrsg. vom Literaturzentrum Neubrandenburg e.V. Federlese, 1998, S. 121 ff., besonders 129 f.

ins *Wespennest*“²⁶. Bei Brigade und Zirkel fühlte sich Brigitte Reimann am wohlsten, erkannte sie doch dort „eine längst nicht ausgeschöpfte Kraft“²⁷. Bereits im September 1960 war der Zirkel größer geworden, die Reimann sah darin „eine Menge Begabungen“ und dachte bereits an eine erste Veröffentlichung von Texten des Zirkels für 1961. Als diese dann so weit war, verzichtete Brigitte Reimann auf einen Urlaub in Petzow, um die Endredaktion der Anthologie „Im Schritt unserer Zeit“ im Januar 1961 nicht zu gefährden. Die Texte stammten vom Zirkel schreibender Arbeiter im Kombinat Schwarze Pumpe und wurden vom FDGB-Kreisvorstand Schwarze Pumpe herausgegeben. Aus dieser Zeit stammt ein Foto, auf dem Brigitte Reimann, Helmut Jobst und Siegfried Pitschmann im Kreise schreibender Arbeiter zu sehen sind.

Während sie mit immer größerem Stolz von ihren schreibenden Arbeitern sprach, die nicht nur „gute Geschichten“ schrieben, sondern auch einen Band herausbrachten und ein Stück für das Arbeitertheater verfassten, sah der Vorstand des Schriftstellerverbandes misstrauisch auf diese Entwicklung, die viel weiter ging, als der Vorstand ursprünglich gedacht hatte. Da ging es vor allem um die Versorgung der Schriftsteller; nun aber sahen diese eine wirkliche Bildungsaufgabe in ihrer Arbeit. Es war ein Merkmal der besten Zirkel schreibender Arbeiter, dass sie sich nicht um die Meinung der Funktionäre kümmerten, auch wenn diese sie oft einzuschränken versuchten, sondern für ein von ihnen geschaffenes Publikum ihre Texte schrieben und dabei selbst vor gemeinsam verfassten Dramen - ein Höhepunkt der Zirkelarbeit - nicht zurückschreckten. Zirkel mit diesen Qualitäten fanden ihren Platz nach der 2. Bitterfelder Konferenz 1964, einige überlebten auch die Wende. Um Brigitte Reimanns Zirkel wurde es um 1964 still, das hatte vor allem biografische Ursachen.

Als Brigitte Reimann 1962 mit ihrem Brief „Entdeckung einer schlichten Wahrheit“ (Neues Deutschland vom 8. Dezember 1962) zuerst eine Stellungnahme Walter Ulbrichts und dann eine Leserdiskussion in der „*Lausitzer Rundschau*“ auslöste (1963)²⁸, fanden sich unter den Briefschreibern auch schreibende Arbeiter. Die Schriftstellerin hatte ihr „*positives Vorurteil*“ von 1960 relativieren müssen, weil sie im neuen Hoyerswerda die alte Zwiespältigkeit zwischen Entwurf und Wirklichkeit in allen Bereichen, auch bei den Menschen erlebte. Ebenso klug wie naiv fragte die Reimann in der Bezirkszeitung der SED, wo man in der mathematisch konstruierten Stadt Hoyerswerda küssen könne. Sie hatte diese Frage zuvor scheinbar spontan in einer Rede im Nationalrat der Nationalen Front gestellt. Der Architekt Hermann Henselmann, mit dem die Reimann befreundet war, sah als Ergebnis der daraufhin entbrennenden Leserdiskussion: „*Der Sturm von Leserbriefen, den dieser Hinweis auf das Defizit von Emotion erregt, hat zentrale Beschlüsse zur Folge, der räumlichen Umwelt mehr Atmosphäre zu schaffen.*“²⁹ Während der eine der schreibenden Arbeiter die Kritik der Reimann nicht begreift und ihr heftig widerspricht, schlägt der andere konkrete Maßnahmen vor, engagiert und selbstbewusst: Das ist der „Jon“ aus ihrem Zirkel, Hans Kerschek, der Ben in „*Franziska Linkerhand*“. Dass Brigitte Reimanns Streiten in den Brigaden und im Zirkel schreibender Arbeiter, bei Lesungen, in Klubgesprächen und im Familienkreis „über den Zusammenhang von Stadtbild und sozialem Verhalten der Einwohner“ Folgen hatte, beschrieben Zeitgenossen, die es beobachtet und teilgenommen hatten.³⁰

Brigitte Reimann machte in Zirkel und Brigade Erfahrungen, die sie ersehnt hatte, weil sie in

²⁶ Elten-Krause, Elisabeth und Walter Lewerenz (Hrsg.): Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern. Eine Auswahl. Berlin: Verlag Neues Leben, 1983, S. 85 (10. 7. 1960)

²⁷ Elten-Krause, a.a.O., S. 85

²⁸ Vgl. dazu. Schweitzer, Anett: „Die Lektion der Brigitte Reimann“. In: Bircken, Margrid und Heide Hampel (Hrsg.): Als habe ich zwei Leben. A.a.O., S. 133 ff.

²⁹ Henselmann, Hermann: Suche nach dem neuen Menschen. In: Die Weltbühne, Berlin 1984, Nr. 2, S.

38

³⁰ Schmidt, Martin: Unsere Stadt und Brigitte Reimann. In: Die Weltbühne, Berlin 1985, Nr. 2, S. 41

anderen Lebenssituationen nicht zu erreichen waren. Wenn sie über ihre literarischen Helden nachdachte und dabei deren Schicksal nur ungefähr vor Augen hatte, zog sie gerade die Erfahrungen aus diesen Bereichen heran, in die sie bewusst gegangen war. Selbst den „positiven Helden“, eine fast nur parodistisch verwendete Kategorie des sozialistischen Realismus, traf sie als Gestalt in ihrer Brigade: Meister Hanke, „er ist der positive Held schlechthin“.³¹ Das wiederholte sie fortwährend und forderte von sich, über ihn zu schreiben, obwohl sie sonst von sich behauptete, den sozialistischen Realismus nicht zu begreifen. Schließlich überhöhte sie diesen Menschen noch einmal: Dieser Hanke erinnerte sie an Hans Garbe, die sozialistische Vorbildgestalt schlechthin, die auch für Eduard Claudius, Bert Brecht, Heiner Müller u.a. zum Thema geworden war. Brigitte Reimanns Umgang mit den Empfehlungen der 1. Bitterfelder Konferenz 1959 war zustimmend, bestätigend und geprägt vom Enthusiasmus, Neues zu erleben und zu erfahren.

Einen Höhepunkt der Beziehung zwischen schreibenden Arbeitern und Brigitte Reimann stellte die Anthologie „Und morgen ist unser Tag“ (1965) dar. Das Buch stand im Zeichen der Neubaustädte Lübbenau und Hoyerswerda, der Kraftwerke Lübbenau, Boxberg und Vetschau und der Braunkohlenreviere Nochten, Reichwalde und Bärwalde. Alles wurde zusammengefasst als „Kombinat Schwarze Pumpe“. Das war ein gigantischer Komplex, in dem insgesamt 21 700 Arbeitsplätze bestanden, 8750 Facharbeiter angesiedelt wurden und dafür 6800 Wohnungen in Hoyerswerda und 876 Wohnungen in Weißwasser gebaut werden mussten. Aus den 34.100 Einwohnern Hoyerswerdas 1963 sollten bis 1980 80.000 werden. Neben Bildern von den Großbaustellen und Neubaustädten gab es in der Anthologie ausführliche Informationen über die Produktion, die Entwicklung und die Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens in den Neubaugebieten. Fotos und Bilder standen neben Erzählungen, Tagebuchauszügen und Gedichten, mitten darin ein Auszug „Curt und Recha“ aus Brigitte Reimanns „Ankunft im Alltag“, eine Szene aus dem Produktionsprozess. Namen, die später bekannt wurden, waren dabei: Horst von Tümping, Rudolf Meyer, Jochen Haufe. Von Haufe stand das schöne Gedicht in dem Band „Zwischen Krokusblüte und Aternzeit“ mit den Versen: „... die Fenster unseres Zimmers will ich weit öffnen / für den Blick auf die Stadt / und den Nachbarn. / Und sorgen will ich, / dass unserer Liebe Spuren / nicht wie Asche verwehn.“³²

Erich Arendt: 120. Geburtstag am 15. April

(15. April 1903 Neuruppin – 26. September 1984 Wilhelmshorst)

Mit keinem Vers ist Arendts Weltbild treffender erfasst als mit diesem: „Wolfshunger Geschichte sperrt noch immer ihr Maul auf“. Er hat in seiner Dichtung – es handelt sich vorwiegend um Lyrik – die Geschichte der Menschheit seit der Antike bis in die Gegenwart verfolgt. Im Dichter sah er einen Zeugen, der diesen Prozess dokumentieren sollte, Homer war für ihn ein früher Ahnherr. Mehrere Bildbände, vorwiegend über das antike Griechenland, stellte er seinen Dichtungen an die Seite.

Das persönliche Schicksal des bedeutenden Dichters Erich Arendt ist ein exemplarisches der Geschichte des 20. Jahrhunderts. In Stichworten: Er schrieb erste Gedichte im Expressionismus; 1926 trat er in die KPD ein und wurde nach der Gründung des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller dessen Mitglied. Ein Streit um seine Gedichte ließ ihn lange schweigen. Sein poetisches Thema war Geschichte, revolutionäre Umbrüche waren vorwärtsweisend: „Aurora / kündete den

³¹ Elten-Krause, a.a.O., S. 77

³² Haufe, Jochen: Zwischen Krokusblüte und Aternzeit. In: Und morgen ist unser Tag. Hrsg. vom Bezirkskabinett für Kulturarbeit Cottbus. Cottbus 1965, S. 72

gesetzlichen Tag, / eine Möglichkeit dem Menschen.“ Emigration 1933, Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 39 in der katalanischen Division „Carlos Marx“. Danach Paris, Internierung, Flucht. Unter größten Schwierigkeiten gelang es ihm, Europa zu verlassen.

Er verlor nicht nur sein Land, sondern auch seine Sprache, wer brauchte im Exil deutsche Gedichte? Sein Exilland wurde Kolumbien, es wurde seine zweite Geburt, denn dort lernte er die Welt eines sinnlich-farbigem Lebens kennen, die Selbstverständlichkeit natürlich lebender Indios, bei denen er als eine Art Zuckerbäcker sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Er wurde in einer Sprache und Literatur heimisch, die er fortan verbreitete, auch als Übersetzer der Dichtungen Pablo Nerudas, der meinte, er wäre in Europa wohl vor allem durch die Übersetzungen Arendts berühmt geworden, nicht durch die originalsprachlichen Gedichte.

1950 kehrte er, ein moderner Odysseus, - so sah er sich oft und bedichtete es auch -, nach Europa zurück: „Nicht nur von ungefähr getrieben und verschlagen, / vollendet er die große Fahrt. Zur Sendung nimmt / er Wind und Stillen, ins Unbekannte noch zu tragen / sein Lächeln, wo nur Menschenblut den Tag bestimmt.“ Sein Vertrauen in einen schnellen Fortschritt zur Menschlichkeit war geschwunden. –

Er lebte in der DDR als freischaffender Schriftsteller in Berlin, in Wilhelmshorst im Hause Huchels und in der Welt, die zuerst Griechenland hieß. Für sein spätes Schaffen wurde die Ägäis als Wiege der europäischen Zivilisation das besondere Thema, zu dem Gedichtsammlungen („Ägäis“) und Bildbände entstanden. - Seine Gedichte sind kompliziert; sie bieten nicht einfachen Genuss, sondern verlangen geistige Anstrengung, müssen Wort für Wort erschlossen werden, weil sie zu geschichtlichem Wissen verhelfen wollen. Sein Widerspruch zur DDR bestand darin, dass er eine unkritische Fortschrittsgläubigkeit nicht akzeptierte, sondern die Menschheit in ein Koordinatensystem aus Tod, Krieg, Trauer, Mord und Verfall eingespannt sah, aus dem sie sich nur langsam löst.

Dennoch. Er war in der DDR ein einflussreicher Dichter und wirkte auf die jüngere Generation. Lyriker wie Heinz Czechowski, Sarah Kirsch, Karl Mickel, Wulf Kirsten und in jüngster Zeit Lutz Seiler, der heute das Haus Huchels und Arendts in Wilhelmshorst verwaltet, haben von ihm gelernt. Sein Werk wurde hochgehalten, er bekam den Nationalpreis und bei seinem Tod 1984 trat die Akademie der Künste der DDR, deren Ordentliches Mitglied er war, zur Trauerfeier zusammen. –

Arendts großes Verdienst ist es, den antiken Mythos in die Gegenwart gebracht zu haben und auf die Langfristigkeit geschichtlicher Abläufe zu verweisen, „Spätfels Geduld“ hieß es in „Stunde Homer“. Nur erste Profile von Menschlichkeit („das ungesichtige Antlitz“) erkannte er, ein Zeichen für das nur langsame Schwinden der Vernichtung war ihm „Schwertspitze Rost, verblättern“ („Odysseus' Heimkehr“). Würde er heute leben und sähe die Barbarei von Afghanistan bis zur Ukraine würde er nicht einmal mehr diese Zeichen erkennen und sähe sich zurückgeworfen auf seinen Odysseus, dem er bescheinigte: „Hier, unterm Ausgeträumt / des Himmels, der / die Masten schweigend dir / zerbricht, dein Segel, / Scheiternder, / setz / schwarz.“ Er sah den „Wolfshunger Geschichte“ sehr gegenwärtig, der jeden Fortschritt bedroht und ihn schließlich auch vorerst besiegt hat. Insofern sah er weiter als andere.

Ich liebte seine Dichtungen und bekam für meine Interpretationen dazu von ihm viel Zuspruch. Als ich seinen „Wolfshunger Geschichte“, der immer mit dem Tod von Menschen und Menschlichkeit verbunden war, verschwinden mehr hoffte als glaubte, ließ er mich wissen, „Wolfshunger Geschichte sperrt noch immer ihr Maul auf“. Er hatte Recht. Noch weiter in die Zukunft gerückt ist seine Utopie, die er hatte und die am Schluss des schönen Gedichts „Steine von Chios“ steht: „Einmal, ausgeweidet / vom Ölbaum das Schaf / hängt. Lachen. / Weinduft. Ein Tanz. / - 'Welt! meint / der Schritt'.“

Friedenssymbole, Tanzschritt im Dreivierteltakt und glückliche Menschen finden sich in den Versen. Arendts Utopie ist trotz oder gerade wegen der Toten nicht zu vergessen, auch wenn es schwer wird. Arendt hatte Recht: der „Wolfshunger Geschichte“ ist gegenwärtig, das menschliche Antlitz bedarf der „Zeitgeduld“, noch ist „Unerschlossen / unterm Steinlid das / Untödliche“ („Kouros“). Arendt glaubte an das Wort; die Hoffnung ließ er sich nicht nehmen. Das Wort, die Rede, das Gedicht waren für ihn immer stärker als alle Kriege.

Der Kouros war eine Gestalt der frühen griechischen Antike, er stand aufrecht, voller Kraft, wie zum Aufbruch bereit. Die Griechen hatten das Vorbild dazu bei den Ägyptern gefunden. Aber während der Kouros dort noch an seiner Steinwand stand und Teil von ihr war, trat er bei den Griechen frei auf, wie zum Aufbruch gerüstet. Es war ein entscheidender Schritt bei der Bildwerdung des Menschen in der Plastik. Für Arendt war das ein Beispiel mehr seiner umfangreichen Beschäftigung mit der metaphorischen Bedeutung von „Stein“, am vollkommensten beschrieben im Gedicht *Steine von Chios*.

Kouros (Schluss)

Über dem Sehenden,steil

die Gewitterrose
des Blitzes, er sieht:
 Flattern wird
der enthalste Schrei – Elektras -
trunken vom
Irr und Glanz
taumelt er ab in den
Bluthof. Unter
den Hufen des Winds, meerwärts
fliehn die Steine
 Schrei der Zikaden! Hand die
 Blutet



Marginalien

Die Vogtlandbibliothek kündigt für den 06. Mai 2023 eine Festveranstaltung an:

Julius Mosen und die Vogtlandliteratur – Facetten der Plauener Stadtgeschichte

(Vgl. *Literaturpanorama* 2021, Nr. 8; 2022, Nr. 5, 6-7, 10)

Im öffentlichen Teil der Veranstaltung finden 15 Uhr im Veranstaltungsraum 2 im Obergeschoss zum Werk Julius Mosens und seiner Wirkung statt:

Mosenforschung in Plauen zwischen 1890 und 1930 (Kurzvortrag von Dieter Seidel)

Ablösung und Neuordnung – Julius Mosen als Dramaturg des Vormärz
(Kurzvortrag, Prof. Dr. sc. Rüdiger Bernhardt)

Literarisch-musikalische Inszenierung von Textpassagen aus einem Mosen-Märchenbuch,
ergänzt mit Interpretationen von Dr. habil. Siegfried Martin
Inszenierung und Darbietung, Ekkehard Glaß und Ramona Deckert

Die Vogtlandbibliothek bittet um Anmeldung mit Angabe der Personenzahl bis 26.4.2023 per E-Mail an: grit.guettler@vogtlandbibliothek.de oder postalisch an die Vogtlandbibliothek

Im Anhang zu dieser Ankündigung findet sich der Beginn eines Berichts über die Aufführung eines Stückes von Julius Mosen am Hoftheater in Oldenburg im Jahre 1845. Es handelt sich um *Johann von Österreich*. Mosen war zu der Zeit schon Dramaturg an diesem Theater und setzte einen Spielplan durch, der von der Dramatik des Vormärz geprägt war und als „moderne Dramatik“ (s. Zeitschrift) galt, weshalb man davon sprach, sich über die „Anforderungen des modernen Dramas“ zu verständigen.

